

18]

(Nachdruck verboten.)

Im Kampf für Rußlands Freiheit.

Abramoff und Anna Michailowna sollten erst nach einer bestimmten Zeit hierher kommen. Ich sandte einen zuverlässigen Mann zu dem Techniker, um das Material für die Druckerei, das wir ihm zur Aufbewahrung gegeben hatten, zu holen. Der Abgesandte kehrte aber zurück mit dem Bericht, der Techniker sei nicht mehr da, er habe auch nicht erfahren können, ob er etwa verhaftet sei. Es mußten also neue Sachen für die Druckerei angeschafft und dazu der Rest meines Kapitals, der noch auf dem Namen meines Bekannten, des Ingenieurs, auf einer Bank lag — es waren, glaube ich, sechstausend Rubel — angegriffen werden. Ich hoffte aber an dem Verkauf der landwirtschaftlichen Maschinen gut zu verdienen.

Einen Teil des Materials verschafften wir uns mit Leichtigkeit in einigen großen Städten. Auf den Rat von Anna Michailowna reiste ich dann ins Ausland und kaufte dort alles Fehlende nach, das dank den Verbindungen, die wir mit den Schmugglern an der Grenze hatten, auch glücklich herüber gebracht wurde.

Bald war es so weit, daß auch Anna Michailowna kommen konnte. Um jeden Verdacht zu vermeiden, sollte Abramoff noch eine Weile fortbleiben; als Gehilfen für die Druckerei nahmen wir einen anderen Revolutionär an, der nicht so markante Züge hatte wie Abramoff.

Die Druckerei wurde in dem Lusthäuschen eingerichtet, dort arbeitete ausschließlich Anna Michailowna, und bald konnte ein großer Paden fertiger Broschüren abgehen. Annas Ausdauer und Energie waren bewundernswürdig; in kurzer Zeit hatte sie es fertig gebracht, ein Buch von etwa hundertsechzig Seiten in achthundert Exemplaren zu drucken. Ich konnte ihr bei der Arbeit nur sehr wenig helfen, weil ich allerhand Geschäfte zu erledigen hatte. Während meiner Abwesenheit tat das unser neuer Kamerad Andreoff.

Ich mußte öfter größere oder kleinere Reisen machen, um die Drucksachen nach den Bestimmungsorten zu bringen. Auf so einer Reise passierte ich einmal Moskau. Ich sollte ein paar Tage dort bleiben, hatte aber keine Lust, in einem Hotel abzustiegen. Da erinnerte ich mich meines Bekannten Garlamoff, den ich während meines früheren Aufenthaltes in Moskau ab und zu besucht hatte. Ich fand ihn zu Hause, totkrank, wurde aber von ihm sehr herzlich begrüßt. Er erzählte mir sogleich, daß er seine niederträchtige Arbeit aufgegeben habe und nun ganz mittellos daliege. Die Krankheit hatte große Fortschritte gemacht, und er erwartete sehnsüchtig den Tod. — „Sie bleiben doch zur Nacht hier, nicht wahr?“ sagte er. „Sie sind wahrscheinlich nur auf kurze Zeit in Moskau und können kein geeignetes Nachtquartier finden. Ich weiß: Sie sind Revolutionär. Sie brauchen sich aber nicht vor mir zu fürchten. Ich erfuhr es, als ich Sie suchte und mir Ihre Wirtin von der Hausfuchung und ihrem plötzlichen Verschwinden erzählte. Ich habe in der Zwischenzeit viel gelesen und bin auch zu der Ueberzeugung gekommen, daß jede andere Tätigkeit, als Ihre, in Rußland vergeblich ist! — Wenn ich gesund wäre, würde ich mich auch in diese Arbeit stürzen.“

Der Grund seiner Sympathie mit den Revolutionären wurde mir bald klar; er haßte die herrschenden Zustände, aber mehr, weil sie ihm persönlich so übel mitgespielt hatten. Ihn trieb nicht die große Liebe zur Freiheit und die Erkenntnis, daß dem russischen Volke alle Menschenrechte fehlten. Er tat mir leid, und ich überlegte mir, wie ich ihm helfen könnte. Für den Anfang konnte ich ja selbst mit Geld beispringen, um ihm eine Reise nach dem Süden zu ermöglichen, späterhin würde ich versuchen, andere für ihn zu interessieren, und wer weiß, vielleicht würde er doch noch gesund und ein nützliches Mitglied der Gesellschaft.

Ich sagte ihm, daß er alles ordnen solle, um mit mir in den nächsten Tagen nach dem Süden abzureisen.

„Ich will Sie selbst dorthin bringen, Ihnen eine gute Pension suchen und dann wieder zurückreisen.“

Nach langem Widerstrebe nahm er endlich mein Anerbieten an, und nach Erledigung meiner geschäftlichen An-

gelegenheiten machten wir uns auf die Reise. Ich fand am Zielort einen sehr sympathischen Arzt, der sich Garlamoffs annahm, und beruhigt kehrte ich zu Anna Michailowna zurück. Während meiner Abwesenheit hatte sich nichts weiter ereignet. Aber die angestrengte Arbeit hatte die Nerven Anna Michailownas so mitgenommen, daß sie dringend der Ausspannung bedurfte. Und ich selbst wollte Garlamoff aufsuchen. Die ganze Druckerei wurde daher auseinandergenommen, verpackt und im Keller versteckt. Vor der Abreise arbeiteten Andreoff und ich fieberhaft, um die Bücher in Ordnung zu bringen, und ich bat den Generalvertreter meiner Firma, mir jemand zu schicken, der während meines Urlaubes die Sachen weiterführen könnte. Andreoff sollte hier bleiben, damit mein Stellvertreter nicht durch einen unglücklichen Zufall etwas erführe.

Anna Michailowna reiste dann zu ihren Verwandten, ich aber fuhr nach dem Süden. Garlamoffs Zustand war sehr bedenklich. Der Arzt meinte, lange würde es nicht mehr dauern. Ich sah es auch selbst ein. Garlamoff sprach oft von seinem nahen Tode und bat mich, doch später seine Papiere an mich zu nehmen und zu benutzen, damit ich ohne Furcht vor Entdeckung leben könne.

Alle meine Dokumente, die mir während der Verbannung belassen waren, hatte ich vernichtet und nach meiner Abreise aus Petrowka mir einen Bart wachsen lassen, um mich unkenntlicher zu machen.

Die Legitimationen, mit denen ich in all den Städten und Orten gelebt hatte, waren jedesmal verbrannt worden. Ich hatte jetzt auch einen sehr guten Haß, aber echte Papiere konnten immer von Nutzen sein. Falls ich verhaftet wurde, konnte ich mit diesen Dokumenten, da sie vollkommen glaubwürdig waren, auch gegenüber der Gendarmerieverwaltung legitimieren; ich würde dann höchstens für das Vergehen bestraft werden, das gerade die Aufmerksamkeit der Behörden auf mich gelenkt hatte.

Die Zeit, die ich mit Garlamoff in der Krim verlebte, war herrlich, abgesehen von dem Geisteszustande meines Schütlings. Wie bei allen Schwindsüchtigen wechselte seine Stimmung sehr rasch, — bald hoffte er gesund zu werden und sprach dann mit glänzenden Augen, was er alles tun möchte und wie er arbeiten wollte, dann wieder verzweifelte er und dachte mit Schmerzen an den Tod.

„Wozu habe ich gelebt? Nur Verderben und Schaden habe ich angerichtet. Alle gute Absichten sind zu Wasser geworden. Wie schrecklich ist es, mit dieser Erkenntnis zu sterben!“ Oft weinte er bitterlich, klagte sich selbst an, wie leichtfertig er mit seinem eigenen und dem Leben anderer umgegangen sei. Eines Tages überreichte er mir eine Art Tagebuch, das er vor meiner Ankunft geführt hatte.

„Ich kann Ihnen nicht alles erzählen, — es gibt viel Gemeines und Schlechtes in meinem Leben,“ sagte er. „Lesen Sie es und sagen Sie mir, ob ich hoffen kann, dies alles vergessen und dann ein anderer Mensch werden zu können. Ich will versuchen, eine Stelle als Volksschullehrer zu bekommen und mich in die Stille ländlicher Einsamkeit zurückziehen.“

„Das Landleben wird Ihnen schwer fallen,“ antwortete ich. „Und wozu dieses Extrem? Sie können auch in der Stadt eine nützliche Tätigkeit ergreifen und Ihrem Leben dort einen Inhalt geben. Sie sind an das Treiben der großen Stadt gewöhnt; die Stille und Einsamkeit auf dem Lande würde vielleicht eine heftige Reaktion in Ihnen hervorrufen. Ich habe viel Leute gekannt, die als Anhänger Tolstojas aufs Land gezogen sind und dort wie einfache Bauern gelebt haben, sie sind aber sehr bald enttäuscht zu der ‚verfluchten Kultur‘ zurückgekehrt. — Aber erst müssen Sie gesunden, dann wollen wir weiter sehen.“ —

Auf das Drängen Garlamoffs las ich sein Tagebuch. — Es war tolles, verworrenes Zeug. Er war ein Mensch, der ohne jeden moralischen Halt hin- und hergeschwankt war, die abscheulichsten Dinge getan, den niedrigsten Lastern sich ergeben hatte. Alles war aber mit solch einer Offenheit geschrieben, und die Selbstanklage war so stark, daß ich meinen Widerwillen gegen ihn bezwang und ihn weiter pflegte. Ab und zu freilich packte mich der Ekel, dann scheute ich mich sogar, seine Decke zurecht zu legen; ich konnte ihn einfach nicht berühren. Das war aber nur vorübergehend. Das Mitteil-

legte doch, und schließlich sah ich in ihm nur das unglückliche Geschöpf unserer ungeunden sozialen Verhältnisse.

Der Arzt hatte recht; mit Harlamoff ging es zu Ende. Am Tage seines Todes war er sehr lebhaft und sprach von seiner Zukunft; seine Augen glänzten fieberhaft, seine mageren Hände gestikulierten, auf den bleichen Wangen brannte die rötliche Röte. Da er draußen nicht liegen konnte, hatte ich die Chaiselongue ans Fenster gerückt und ihn dort auf höhere Kissen gebettet. So konnte er den wunderbar klaren Himmel und in der Ferne das Meer sehen. Da, mitten in einem Saße, der von seinen Zukunftshoffnungen sprach, überfiel ihn ein Blutsturz, und er war tot. Ich ließ ihn unter dem Namen, den ich selbst noch vor ein paar Monaten getragen hatte, beerdigen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Wie es einmal Ostern wurde.

Meine Heimatstadt war immer ein sehr lustiges Fastnachtsnest gewesen, und vom Tag der Drei-Könige an haben die Bürger immer alles getan, um die Fastenzeit als etwas keineswegs Ueberflüssiges erscheinen zu lassen. Da hat es denn auf meine Knabenseele immer einen tiefen Eindruck gemacht, wenn ich, den Kopf voll von Bildern aus dem farbigen Karrenleben des Fastnachtsdienstags, am Aschermittwoch Morgen plötzlich in einer ganz anderen Welt aufwachte. Alles schien nüchtern und grau und mir war, als wäre mir jetzt gerade das Glüd aus der Hand geflogen, daß ich schon zu halten gehofft. Glücklicherweise begann der Tag damit, daß wir Schullinder, anstatt gleich in die dumpfen Schulstuben, in die Kirche zu gehen hatten, wo wir in langen Reihen an einer Bank vor dem Altar knieend Asche auf den Kopf gestreut erhielten. Was ein Sündenleben war, das wußten ich und meine Kameraden so wenig als, was der Tod war, an den wir durch diese Zeremonie hätten erinnert werden sollen. Vor uns stand das junge knospende Leben und so war für die meisten das Aschenstreuen am Aschermittwoch eine kleine Nachfeier der Fastnacht. Nur einige Musterknaben benahmen sich ganz würdig und hüteten während des ganzen Tages die Asche auf ihren Haaren wie einen Schatz. Die Mehrzahl aber von uns frohen Taugenichtsen hatte fürsorglich kleine Kämmen bei sich, und kaum waren wir draußen aus der Kirche, so rannten wir hinter den Delberg und kämmten uns dort das Symbol der Vergänglichkeit von unseren jungen Köpfen.

Der Delberg war eine von einer Kapelle überbaute Sandsteingruppe, welche den Ueberfall von Christus im Garten Gethsemane darstellte. Dieser Delberg schützte uns vor den Blicken der Pfarrer wie auch der Lehrer in der der Kirche gegenüberliegenden Schule. Kleine Baumanlagen zierten das alte naive Kunstdenkmal und an der Mauer, welche ein Stück der alten Stadtmauer war, erinnerten merkwürdige Grabsteine daran, daß früher hier der Kirchhof gewesen. Ueber die Stadtmauer hinaus aber sah man in die Rheinebene und auf die schneebedeckten Vogesen. Auf diesem Delberg wurde nach dem Aschenstreuen eine andere uns sehr belustigende Zeremonie abgehalten, die uns einigermaßen dafür entschädigte, daß Fastnacht nun vorbei war. Auf einer Steinbank wurde dort vom Mehner „der ewige Jude“ verbrannt. Dieser ewige Jude bestand aus einigen Händen voll weißer Watte, mit welcher den Sterbenden bei der letzten Delung das Del von der Stirne abgewischt wurde, was etwa zubiel darauf gekommen war. Die Unmasse von Sünden, welche bei diesem ersten Abschiedsbrauch bei Sterbenden in die Watte hineingelüpfelt war, verdichtete sich in der Phantasie des katholischen Volkes zum Bild des ewigen Juden, der alljährlich am Aschermittwoch den Feuertod hinter dem Delberg erlitt.

Aber so richtig wurde ich an die Vergänglichkeit aller Freuden erst erinnert, wenn ich mit der Schultasche auf dem Rücken mittags nach Hause kam. Da roch es jedesmal am Aschermittwoch nach Stockfisch und Sauerkraut, was mir immer einen weit tieferen Eindruck machte, als die Asche und der ewige Jude zusammen. Ueberhaupt hatte ich nicht nur für den ewigen Juden, sondern auch für die Juden in unserem Städtchen eine besondere Vorliebe. Inwiefern dies damit zusammenhing, daß mir in den Tagen der Fastenzeit meine jüdischen Mitschüler immer die Taschen voll „Räßen“ steckten, vermag ich jetzt nicht mehr zu sagen. Auf alle Fälle schmeckte mir der ungeäuerte feine Fastenfuchen der Juden weit besser, als die katholische Fastenloft von Stockfisch und Sauerkraut.

Am Anfang der Fastenzeit suchten meine Kameraden und ich uns durch Pläne auf die nächste Fastnacht noch ein wenig über den Ernst des Lebens zu täuschen. Aber schon nach einer Woche schlichen diese Pläne ein, die bunten Fittergedanken verschwanden aus unseren Köpfen, die Schrecken des Osterzeugnisses warfen schon ihre Schatten, und als nach den trüben regnerischen Märztagen die Karwoche kam, da unterlagen wir alle dem Druck, der vor Ostern über alle Menschen der katholischen Christenheit lastet.

Wie geschieht die Kirche das Naturempfinden in religiöse Formen umzugießen weiß, und wie glücklich sie heidnische Gebräuche übernommen hat, um damit christlichen Gedanken Formen zu geben, das ist bekannt. Nirgends scheint sie mir aber dabei eine geschicktere Hand gehabt zu haben, als bei den Zeremonien der Karwoche mit der als Erlösung darauf folgenden Osterfeier. Selbst die Leichtfertigkeiten unter uns Knaben dückten sich, wenn sie vom Gründonnerstag an in die mit schwarzen Fächern ausgeschlagene Kirche kamen. Wie eine drückende Wucht legte sich das Gefühl auf uns, daß einmal etwas ungeheurer Entsetzliches und Furchtbares in der Welt geschehen sein müsse, daß man jetzt noch mit so viel Trauer daran denke. Aber am meisten beschwerte dieser Alp meine kindliche Seele, wenn die Gloden nicht mehr läuteten, sondern oben vom Turm herab ein unheimliches, dumpfes Getrommel anfiel des Glodengeläutes ertönte. Diese schauerliche Musik wurde hervorgebracht durch ein Instrument, von dem ich mir die abenteuerlichste Vorstellung machte.

Einmal genoh ich aber die Auszeichnung, mit dem Mehner und den Ministranten auf den Turm gehen zu dürfen. Auf einer rund um den Turm laufenden Galerie stand die „große Ratsh“, wie das Trommelinstrument bei uns Knaben hieß. Es war eine einfache Riste, mit einer Kurbel und Hämmern. Ein Mann kniete darauf und drehte mit großer Gewalt die Kurbel. Es war eine schwere Arbeit, denn schon nach einer Minute löste ihn der stärkste der Ministranten ab. Das Getöse war in der Nähe ganz furchtbar. Aber wie eigentümlich! Jetzt, wo ich die abscheuliche Trommelleiste in der Nähe sah und ihren dumpfen Ton nicht nur vom Turm herab hörte, hatte sie auf einmal allen ihren Schreck für mich verloren. Und zum erstenmal sah ich vom Turm herab meine Heimatstadt, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Die steilen Giebel stiegen aus dem dunkeln Häusergewirr in die milchblaue Frühlingsluft, aber lange nicht so hoch, als ich stand. In das Storchennest auf dem Rathausurm, das ich immer nur von unten gesehen, konnte ich jetzt bequem hineinschauen. Die Störchin saß darin und das Männchen brachte ihr gerade etwas Rappeldes in seinem roten Schnabel. Um die Stadt herum lagen die schon grünenden Matten und es schien mir, als sei die ganze Welt anders geworden.

Am andern Tag war Ostersonntag. Der Himmel war blau, die Sonne strahlte, die Luft war warm, und ich trug mit Stolz ein Paar neue Hosen. An einer Strakenede stand eine alte Frau mit einem Korb voll gelber Primelsträußchen. Ich kaufte mir eines für fünf Pfennige und war unbeschreiblich glücklich. Es war wie eine Erlösung über mein Knabenherz gekommen. Und daran war nur schuld, daß ich die große Karfreitagstrommel nun auch einmal gesehen hatte. Anton Fendrich.

Kleines feuilleton.

Kunst.

e. s. Aus den Berliner Kunstsalons. Von der französischen Karikatur sind entscheidende Anregungen ausgegangen. Der „Simplicissimus“ ist ohne sie undenkbar. Und die ganze, lebhaftere Physiognomie der modernen Zeichnung ist auf die Belebung zurückzuführen, die französische Künstler brachten. Diese entnahmen ihre Stoffe led dem Leben. Sie kümmernten sich nicht um eine akademische Schablone; alles, was ihnen begegnete, gestalteten sie mit künstlerischen Mitteln zu einem überzeugenden, lebenswahren Eindruck. Die Bildblätter sind voll von solchen bald lustigen, bald traurigen, bald anklagenden Zeichnungen und die moderne, große Kunst hat von ihnen profitiert. Toulouse-Lautrec ist eine der markantesten Erscheinungen auf dem Gebiet der Gesellschaftssatire. Er durchstreifte Paris, schilderte die elegante Welt, das Leben des Bürgers und das Dasein der Dirne. Immer mit einem scharf satirischen Einschlag, der dem gesehenen und festgehaltenen Moment etwas Typisches gibt und aus dem Charakteristischen die Karikatur entnimmt. Die faulen, biden Gesichter der Bürger, die frechen Physiognomien der Dirnen, die beinah gespenstisch wirkenden, verzerrten Jüge des Kavaliere — er hat sie treffend und mit diabolischer Lust und mit ägendem Hohn geschildert. Es ist eine herbe, soziale Kritik in feiner Kunst, Lautrec zeigt damit, wie soziale Satire scharfster Art und feinste, künstlerische Behandlung Hand in Hand gehen können. Es liegen viel Anregungen bei ihm versteckt, die späterhin bei anderen Künstlern zur Entwidlung gekommen sind. Wene daher auch die Ausstellung im Kunstsalon Gurlitt etwas verspätet kommt und nichts Neues bringt, so frisch man doch die Erinnerung auf, die Bekanntschaft mit einem resoluten, ernsten Künstler. Und deutsche Künstler, die allzu leicht der Darstellung der Idylle verfallen, könnten hiervon lernen, wie der Künstler den neuen Ideen seiner Zeit künstlerische Gestaltung verleihen kann. Die künstlerische Satire könnte noch viel freisprechender bei uns gepflegt werden, und unsere Kunst hätte ein interessanteres Aussehen, wenn die ruhige Behaglichkeit und das Strebertum nicht solche festeingewurzelte Geltung auch unter unter Künstlern hätte. Ein beachtenswerter Künstler ist Paul Thiem, der zum erstenmal ausstellt. Er weiß in Landschaften dem Unheimbaren einen feinen Reiz zu geben. Alte Städtchen in Bayern und Franken haben es

ihm angetan. Er beobachtet mit liebevoller Hingebung die Naturstimmung. In der Auffassung ist er von den Holländern beeinflusst; die zarte Lyrik seiner Stimmungen ist seine eigene, persönliche Note. Von solcher Lyrik ist zum Beispiel ein Bild auf ein kleines Städtchen erfüllt, dessen rote Dächer schimmern, während im Vordergrund ein Wiesenabhang in voller Schönheit hell leuchtet. Auch das ein wenig trübere Bildchen, das sich begnügt, matte graue Wolken gegen eine dunkeltonige, grüne Wiese zu stellen, hat eine feine Harmonie. Am besten ist das große Bild, das einen „Bild auf Starnberg“ im Vordergrund zeigt. Da ist mit unendlicher Subtilität alles behandelt und doch der große Eindruck im Auge behalten. Interessant ist die Malweise, abwechselnd dick aufgetragen, dann wieder leicht, so daß die Leinwand durchschimmert.

Im Künstlerhaus sieht man wie eine Ueberraschung im schnellen Ueberblick eine ganze Anzahl von Werken schwedischer Maler. Eine eigene Note ist in dieser Kunst, die charakteristisch zum Ausdruck kommt. Uebereinstimmend ist die Liebe zur Natur, zum Volk. Prinz Eugen von Schweden ist ein talentvoller Maler. Ihm liegen die etwas träumerischen Stimmungen der Küstenlandschaften, wo im Dunst des Wassers die Szenerie am Strande, ein Städtchen mit erleuchteten Häusern z. B., matt verschwimmt. Meist lehren solche Motive typisch wieder, ein Fußlauf, im Wasser schwimmt ein Dampfer, Blick auf die Küste. Es ist viel seines Empfinden in dieser einfach wiederkehrenden Szenerie. Mit unendlicher Liebe und Subtilität ist das glimmernde, schimmernde der Wasserfläche behandelt. Jeder, zugreifender ist Anders Jörn, dem man die Pariser Schulung anmerkt. Er hat einen äußerst flüssigen, leichten und breiten Strich und mit einer beinahe toleranten Gebärde läßt er glühendes Rot aus dünnem Grunde wie Flammen aufsteigen und züngeln. Ein weißliches Porträt, in dem er das Bunte der Volkstracht, namentlich das vorherrschende Rot, in der angegebenen Weise benutzt, erinnert durch die Verwe des Vortrags an Franz Hals. Auf einem anderen Bilde macht Jörn aus dem dunklen Interieur einer Kneipe, in dem ein Bauerntanz vor sich geht, ein wundervoll flüssiges Farbenpiel, das dämonisch aufleuchtet aus dem dünnrigen Grund, und speziell die rote Wülste des Musikanten im Vordergrund hat beinahe etwas Groteskes. Eine feine Harmonie in matten Farben gestaltet der Künstler aus einer Brauerstube, in der arbeitende Frauen längs der Wand sitzen, bei einstuiger Arbeit. Wie ein Trompetenstoß wirkt dagegen das Porträt eines Herren in schwarzem Anzug, der vor einem hellbeleuchteten, glatten, rotbraunen Schrank steht. Hier ist farbig alles vereinfacht und energisch betont. Voller Leben steht die Erscheinung vor uns.

Ein typisch nordischer Künstler Larsson, in dem das schwedische Naturell, die Lust am Erzählen, das phantasievolle Gestalten zu künstlerischem Leben erwacht. Mit welchem Humor verwendet er die Volkstypen, die Volkstrachten. Mit aller Treue und doch ganz modern. Er macht aus einem dekorativ aufgestellten Interieur mit Weihnachtsfeier eine feistlich und phantastisch sich aufbauende Szenerie, so daß man bei aller Treue an ein Märchen denkt. Bei ihm gewinnt alles Leben. Und von besonderer Wirkung ist der im Vordergrund stehende Junge mit der roten gestrickten Miesentappe, die fast sein ganzes Gesicht bedeckt. Larsson betont stark das Zeichnerische; seine Arbeiten haben dadurch etwas Männliches, zugleich etwas Rationales. Man denkt an die alten, nordischen Schnitzereien mit den deren Konturen. Speziell Porträts gestaltet er in dieser Weise eigenartig. Die Köpfe bis zu den Schultern sind wie Büsten behandelt; der Hintergrund ist farbig und zeigt etwa eine sich aufrichtende Blume, ein vorbeigehendes Kind. Von seiner Wirkung sind seine farbigen Zeichnungen, in denen der graue Grund der Pappe so fein benutzt ist. Er wirkt als Ton mit. Die feinen, sorgsam gezogenen farbigen Linien sind äußerst grazios, die Dunttheit ist geschmackvoll reduziert. Man süßt sich zuweilen erinnert an die feinen matten Farben der japanischen Holzschneide. Die Nativität, die humorvolle Laune feiert in solchen Arbeiten: wie „Karin schält Kartoffeln“ Triumphe. Die alte Kraft nordischer Gestaltung erhält hier moderne Prägung.

Zus Dekorative führen die Künstler Fjansdahl und Gessleholm; der eine mit einem äußerst kraftvollen, frischen „Nach dem Regen“ (vor hellen, sich ballenden Wolken der dicke Ast einer Lanne, auf dem ein Vogel sitzt und sein Lied schmettert); der andere mit einer Arbeit „Heimat“, ein weiter Ausblick in die Nordlandschaft im Abendsein, gelb leuchtet das Wasser, die Höhen dunkeln, man sieht tief hinab, ein kleines Schiffelein schwimmt tief unten.

Die Plastik zeigt in Milles und Edith Charaktervolle Vertreter. Milles packt resolut Vollstypen, Fischweiber, Lastträger und macht mit momentaner Wirkung lebendige Gruppen aus ihnen; kleine Figuren, sehr frisch gesehen, von großem Reiz in der Bewegung. Edith ist ruhiger. Auch er gibt Kleinstplastiken, speziell Alte, denen er durch breite, künstlerische Behandlung ein außerordentlich vornehmes Gepräge leiht.

So bekommt man in dieser kleinen Sammlung eine Ahnung von der charaktervollen, kräftigen Kunst, wie sie im Norden geübt wird.

Medizinisches.

Ernst von Bergmann f. Man sagt oft verächtlich von den Chirurgen, sie seien die Aerzte der Menge, weil ihre Erfolge auch für den einjältigsten offensichtlich und blendend wären, während

die Arbeit und Ruhe der inneren Kliniker nicht genügend gewürdigt würden. Wenn ein Chirurg als Arzt der Menge bezeichnet werden konnte, so war es Ernst von Bergmann, dessen Namen in aller Runde war. Aber seine ungewöhnlich große Popularität läßt sich nicht aus seinen sicherlich bedeutenden Heilergebnissen erklären.

In dem Augenblick, als der Draht die Kunde von dem jähen Ableben des berühmten Chirurgen uns übermittelte, trat wohl jedem, der mit ihm im Leben in Berührung gekommen war, das ganze charakteristische Bild des Mannes wieder vor Augen. Seine Persönlichkeit war eine so starke und eigenartige, daß schon ein flüchtiges Zusammensein mit ihm genügte, um unverwischbare Eindrücke hervorzurufen. Und diese eigenartige Individualität war es, die ihn nicht nur bei seinen Fachgenossen, sondern gerade bei den breiten Massen des Volkes ein reiches Maß von Anerkennung und Bewunderung verschafft hat, trotzdem er sich von jeder Popularitätshascherei stets freigehalten hat.

Der Kern seines Wesens war der Zug ins Große, war dasjenige, was den Menschen über den Menschen erhebt. Man sah an ihm keine persönlichen Schwächen, wenn es galt, eine Idee zu verfolgen und auszuführen. Er war frei von jeder Kleinlichkeit, verfaßt war ihm das bürokratische Wesen mit seiner Engherzigkeit. Es heißt von ihm, daß er so manchen waderen Strauß mit dem Ministerium ausgefochten hat und es dabei nicht an Deutlichkeit hat fehlen lassen. Dabei fehlte seiner machtvollen Persönlichkeit jede Spur von Dünkel oder Hochmut.

Er war vorurteilslos und ließ sich bei allen seinen Handlungen von einem stark ausgeprägten Gerechtigkeitsgefühl leiten, das ihn nur selten irre führte. Seine robuste Natur, sein eherner Fleiß und seine rastlose Energie ließen ihn Leistungen vollbringen, die fast übermenschlich waren. Er begann im Sommer um 6 Uhr morgens bereits seinen Operationstisch, hielt mittags oft in jugender Hitze seine klinische Vorlesung 2 Stunden lang ab, die übrige Zeit des Tages war er ein von Konsultationen, Operationen und Graminanden geheiltes Bild. Sein Vortrag war feierlich und lebhaft, seine Sprache lang hart wie eben die der Deutschrussen. Seinen Patienten gegenüber war er ohne Rücksicht auf soziale Stellung in gleicher Weise hilfsbereit. Zu seinen Kranken war er oft so gartfühnd, daß man kaum noch den rücksichtslosen Operateur in ihm zu erkennen vermochte. Ich erinnere mich noch folgender Szene, die uns einen Einblick in sein Gemüt gestattete. Er stellte durch eine Unteruchung bei einem Kranken fest, daß dieser unheilbar sei, und teilte das Resultat in lateinischer Sprache in Gegenwart des Patienten seinen Zuhörern mit. Im selben Augenblick erfährt er, daß der Kranke lateinisch versteht. Es bemächtigte sich seiner eine große Ergriffenheit, und er erteilte sich, nachdem der Patient sich entfernt hatte, selbst eine Rüge vor verjammelter Klinik. Er bereinigte in sich in glücklicher Mischung ärztliche Kunst und Wissenschaft, er verband mit praktischem Können ein reiches, auf Erfahrung gestütztes Wissen. Seine ersten Lorbeeren als Chirurg pflückte er auf den Schlachtfeldern der Kriege von 1866, 1870/71 und 1877 bei der russischen Donauarmee. Seit 1882 war Bergmann an der Berliner Universität tätig. Als Frucht seiner praktischen Tätigkeit erschienen wissenschaftliche Veröffentlichungen, die grundlegend für die moderne Kriegschirurgie geworden sind. Später wandte er sein Hauptinteresse der chirurgischen Behandlung von Hirnkrankheiten zu und lieferte auf diesem Gebiete bahnbredende und epochemachende Arbeiten. Eines seiner Hauptverdienste bleibt seine Mitwirkung bei der Einführung der jetzt herrschenden aseptischen oder keimfreien Wundbehandlungsmethode, bei deren Begründung er und seine Schüler, besonders der früh verstorbene Schimmelbusch, eifrig mitgewirkt haben. Bergmann hat es stets verstanden, sich einen Kreis tüchtiger Assistenten zu sichern, für deren Ausbildung er sorgte. Noch mehr aber sagte er es als seinen Beruf aus, der großen Menge der Aerzte als Lehrer zu dienen. Die Einrichtungen für die wissenschaftliche Fortbildung der praktischen Aerzte hat er mit schaffen helfen. Der öffentlichen Wohlfahrt hat er einen großen Dienst mit der Gründung der Berliner Rettungsgesellschaft geleistet. Wenn es ihm auch trotz seiner unermüdbaren Energie nicht gelang, eine völlig einheitliche Organisation des Rettungswesens zustande zu bringen, so bedeutet der jetzige Zustand doch eine bedeutende Steigerung der ärztlichen Hilfsbereitschaft gegen früher.

An der Trauer um einen solchen Mann nimmt neben der Wissenschaft und den Aerzten auch das Volk mit Recht Anteil. Neben seiner Bedeutung als wissenschaftlicher und praktischer Mediziner, als Förderer sozial-hygienischer Aufgaben waren es vor allem sein mutiger Charakter in einer Zeit von Kleingeistern und sein aufs Ganze gerichteter Blick, inmitten des öbsten Kurpezialistenstums, welche ihn unbergänglich machen. — Dr. J. Berl.

Technisches.

Das Pregelgas. (Nachdruck verboten.) ATK. Für die Erzeugung großer Lichtquellen, wie sie insbesondere bei der Straßenbeleuchtung in Frage kommen, ist der Elektrizität in dem Pregelgas ein nicht zu unterschätzender Rivale geworden. Es ist durch Druckerhöhung des Leuchtgases gelungen, Lichtquellen von weit über 500 Normalkerzen zu erzeugen, und da die Herstellung höherer Drude auf außerordentlich einfache Weise erfolgen kann, kommt die Pregelgasverwendung für kleinere Städte, welche bereits über ein Gaswerk, nicht aber über ein Elektrizitätswerk verfügen, für die Straßenbeleuchtung stark in Frage. Der Bau eines Elektrizitätswerkes und

Die Anlage des Reges kostet Hunderttausende, die Umwandlung einer gewöhnlichen Gasanlage in eine Pressgasanlage ist mit ganz geringen Mitteln zu erreichen. Natürlich bietet die Elektrizitätsverwendung den Vorteil, daß auch Motoren an das Reg geschloffen werden können.

Um den gewöhnlichen Gasdruck von 30 bis 40 Millimeter Wasserhöhe auf den bei Pressgasanlagen üblichen von 1 Meter zu erhöhen, bedient man sich des sogenannten Transformators, der an jede Wasserleitung angeschlossen werden kann, falls der Druck 2,5 Atmosphären nicht unterschreitet. Das Prinzip des Transformators ist ein außerordentlich einfaches: Durch die Saugwirkung des ausströmenden Wassers wird das der Niederdruckleitung entnommene Gas in einen Behälter gedrückt. Das Wasser fließt aus einem zirka 1 Meter hohen Ueberfallrohr ab, das Pressgas, dessen Druck der Höhe des Ueberfallrohres entspricht, kann an einer beliebigen Stelle dem Behälter entnommen werden.

Das Resultat der Druckerhöhung ist zunächst, daß die Heizkraft des Gases bedeutend steigt. Bei der Verbrennung in einer offenen Flamme bedeutet diese Wirkung einen direkten Nachteil, ein entscheidender Vorteil kommt aber zustande, wenn man den Brenner als Bunsenbrenner ausbildet und die Heizwirkung unter Verwendung eines Glühstrumpfes indirekt ausnützt. Die Strümpfe müssen natürlich wegen der stärkeren Beanspruchung durch das Pressgas besonders kräftig ausgebildet werden. Das Licht, welches durch die genannte Kombination erzielt wird, ist ein intensiv weißes und dem elektrischen Vogenlicht allen Systems (mit übereinander stehenden Kohlen) in Bezug auf die horizontale Lichtausbreitung bedeutend überlegen.

Der Pressgasverbrauch eines Brenners von 500 Kerzen beträgt zirka 0,4 Kubikmeter pro Stunde. Berücksichtigt man, daß 1 Kubikmeter Pressgas zirka 1,1 Kubikmeter gewöhnlichen Gases entspricht, und legt man dem Gase einen Preis von 15 Pf. für den Kubikmeter zugrunde, so ergeben sich die aus dem Gasverbrauche entspringenden Kosten eines 500kerzigen Brenners zu $0,4 \cdot 1,1 \cdot 15 = 7\frac{1}{4}$ Pf. Hierzu kommt noch der Preis für zirka 250 Liter Wasser, der bei einem Wasserpreise von 16 Pf. pro Kubikmeter 4 Pf. beträgt. Die Gesamtkosten stellen sich sonach auf zirka 11½ Pf.

Wie bereits angedeutet, kann jede beliebige Gasleitung zur Verteilung des Pressgases benutzt werden, jedoch empfiehlt es sich, bei einer Neuanlage auf die Dichtung der Rohrverbindungen eine ganz besondere Sorgfalt zu legen, da wegen des größeren Druckes des Pressgases die Undichtigkeitsverluste sonst beträchtliche sein können.

Während sich das Pressgas bei uns nur sehr langsam einbürgert, hat es sich in Amerika bereits weite Gebiete erobert. So besteht in Aurora (Illinois) ein Gaswerk, welches unter Vermittelung von Fernleitungen 25 Städte und Dörfer der Umgegend mit Pressgas versieht. Das Gas wird nicht nur zur Straßenbeleuchtung, sondern auch zu Heiz- und Kochzwecken, sowie als Betriebsmittel für Gasmotoren verwendet. Die Gesamtlänge der Gasleitungen erreicht die Kleinigkeit von 600 Kilometer. Das Gas wird mittelst Kompressoren auf zirka 2 Atmosphären komprimiert und in Stahlrohren nach den einzelnen Ortschaften geleitet. Hier wird es zum Teil mit der nach Zurücklegung des weiten Weges verbleibenden Spannung direkt an die Konsumenten abgegeben, zum Teil auf eine Spannung von 7,5 Zentimeter Wasserhöhe reduziert.

E. L.

Humoristisches.

— Für alle Fälle. Dienstmädchen: „Da bringt der Schuster Ihre Stiefel, Madame; kosten drei Mark!“

Madame: „Das paßt mir aber gerade schlecht; sagen Sie ihm, mein Mann wäre nicht zu Hause, oder ich badete gerade . . . wenn Sie aber nicht gern lägen wollen, können Sie's ja auch auslegen!“

— Der Witzblatt-Lieferant. Witwe (zum Kondolenzbesuch): „ . . . und in diesem Schrank ist die Hinterlassenschaft meines Mannes: fünftausend Gedankenplättler, zwölfhundert Ballgespräche, dreitausend Salonwitze, fünfsechshundert Automobil- und Sportwitze, sechstausend Heirats- und Verlobungswitze und tausend Kasernenhoffnungen!“

Besuch: „Gott hab' ihn selig!“

— Rollenverteilung. Bauer (im Familienkreise): „Du, Alte, zünd'st 's Feuer an, (zu seinen zwei Söhnen) üs zwa schlecht's eng ins Requisitiondepot und verstopf's d' Sprigen, (zu seiner Tochter): Du, Sali, rennst ins Dorf und schreibst „Feuer“ und i' sah' in d' Stadt, 's Geld beheben!“

— Vorbehalt. Häßliche Sommerfrischlerin: „Nicht wahr, auf der Alm da gib't's ke' Sünd!“

Senner: „Soll gilt bloß für die Einheimischen!“
(„Regendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Im Kleinen Theater geht am Gründonnerstag Gorkis „Nachtasyl“ nach langer Zeit wieder in einer Abendvorstellung in Szene. Emanuel Reicher spielt die Rolle des „Schauspielers“, die er in der Uraufführung des „Nachtasyl“ im Kleinen Theater dargestellt hat. In der Rolle der „Bassilissa“ tritt Ma Grünling nach langer, schwerer Krankheit zum ersten Male wieder die Bühne.

— Die „Manbragola“ des Machiavelli, die am Gründonnerstag als erster Komödienabend des Dramatischen Instituts im Theateraal der kgl. Hochschule für Musik in Szene gehen sollte, ist von einem Hauszensurberbot dieser dem Kultusministerium unterstehenden Staatsanstalt betroffen worden. — Die Aufführung der Komödie, die — in der Renaissancezeit — trotz seines freien Inhaltes und seiner antikeritalen Tendenz in Rom unter Papst Clemens VIII. vor einem Kollegium von Kardinalen gespielt werden konnte, findet nunmehr am Dienstag, 2. April, in einer Matinee im Theater des Westens statt. — Hatten die Herren von einem dem preussischen Kultusministerium unterstehenden Institut etwas anderes erwartet? Merkwürdig, daß überhaupt die Erlaubnis zuerst erteilt wurde. Wahrscheinlich wußte man damals an „maßgebender Stelle“ noch nicht recht, was es mit dieser Komödie des Florentiner Staatsmannes für eine Bewandnis habe. Was braucht man auch von Machiavelli als Dichter zu wissen, da man in diesen Kreisen ja nicht einmal den Deutschen Gottfried Keller kennt.

— „In Mittel und Schurzfell.“ In München starb vorige Woche der Bildhauer Christoph Roth. Sohn eines Nürnberger Handwerkers, hatte sich Roth vom Handwerk zu einem tüchtigen Bildner von Porträts und größeren Werken emporgearbeitet. In einer realistischen Gruppe („Das sterbende Kind“) hatte er einen kraftvollen Schmied im Schurzfell dargestellt, der sich über sein sterbendes Kind beugt, das die von tiefem Schmerz erfüllte Mutter in den Armen hält. Die Gruppe erhielt im Münchener Glaspalast die goldene Medaille und sollte vom Staat angekauft werden. Lenbach, der damals noch souverän herrschte, fand das „Machwerk“ zu realistisch und verhinderte den Ankauf. Und die Münchener Presse schwieg den Terrorismus tot, bis die „Münchener Post“ sich des Künstlers annahm, der den Fall in einer „Mittel und Schurzfell“ betitelten Broschüre behandelte.

— Was seltene Bücher kosten. Ganz außerordentlich hohe Preise für alte Bücher wurden bei der Versteigerung der Van Antwerpischen Sammlung in London erzielt. Viele Rekordpreise wurden gebrochen; das große Ereignis des Tages aber bedeutete ein wundervoll erhaltenes Exemplar der ersten Folioausgabe von Shakespeares Werken von 1623. Der Band, der ursprünglich eine Guinee gekostet hatte, ging nach heissem Kampfe für 72 000 Mark in den Besitz des Antiquars Quaritch über. Ein erbitterter Wettstreit entspann sich auch um den Besitz einer ersten Auflage von Waltons „Compleat Angler“. Obgleich das Buch eine Seltenheit ist, war es bisher nie über 8000 Mark gehandelt worden. Diesmal erreichte das ausgebotene Exemplar die Rekordsumme von 25 800 M.; bei seinem Erscheinen im Jahre 1865 kostete das Buch 1½ Schilling. — Dabei dienen diese Bücher nur Sammellaunen, die mit Wissenschaft und Kultur nichts gemein haben.

— Die Auszeichnung eines Regers. Ein junger amerikanischer Regier namens Alan Lode, der die Harvard-Universität in Cambridge bei Boston (Massachusetts) besucht, hat ein Rhodes-Stipendium gewonnen, um seine Studien in Oxford (England) fortsetzen zu können. Fünfzig Studenten bewarben sich um das Stipendium, aber nur fünf bestanden die erforderlichen Prüfungen und unter diesen fünf war der Regier-Student der beste.

— Die Entdeckung von fossilen Tierresten in der libhischen Wüste. Eine große naturwissenschaftliche Expedition unter Leitung von Prof. Osborn hat im Auftrage des „American Museum“ in den ägyptischen Wüstengebieten von El-Fajam Ausgrabungen unternommen, die eine große Zahl von fossilen Tierresten zutage gefördert hat. Eines der interessantesten Ergebnisse der Expedition ist die Auffindung von Gebeinen einer riesigen Tierart, die offenbar eine Art Vorfahren der Elefantenfamilie darstellen. Den Amerikanern gelang es, Schädel und Kinnbaden und Stoßzähne des sogenannten Palaeomastodon aufzufinden. Außerdem wurden die Ueberreste von mehreren, der Wissenschaft bisher unbekanntem Tierarten entdeckt, die auf die fruchtbarste Periode der libhischen Wüste zurückgehen. Im ganzen sind über 200 Tierreste gefunden worden.

— In vier Tagen über den Atlantischen Ozean. Der amerikanische Marinearchitekt Louis Nixon teilt mit, daß er schon das Patent auf eine neue Schiffsmaschine erhalten hat, mit deren Anwendung die Reise über den Atlantischen Ozean nur vier Tage dauern soll. Die neue Maschine wird durch Gas betrieben. Nixon gibt an, daß das erste Fahrzeug, das mit seinen Maschinen in vier Tagen die Ueberfahrt von Amerika nach Europa aufnehmen wird, ein Torpedobootzerstörer von 650 Tonnen sein wird. Die Maschine wird 12 000 Pferdekrafte indizieren; das Fahrzeug soll damit imstande sein, eine ständige Geschwindigkeit von 30 Knoten die Stunde, bei einer Maximalschnelligkeit von 33, durchzuhalten. Man nimmt an, daß es sich um einen Auftrag der russischen Marine handelt. Nixon wird außerdem ein größeres Schiff mit 2000 Tonnen Wasserverdrängung bauen, das dieselben Schnelligkeitsgrade besitzt, wie der Zerstörer. Dieses Fahrzeug wird fünf Schrauben besitzen; die Maschine soll 30 000 Pferdekraften leisten. Auch dieses Schiff wird für eine auswärtige Macht konstruiert.